



⇒ **Walter Reese-Schäfer**

Richard Rorty und seine wachsende Aktualität. Ein politischer Philosoph diesseits postlinker Modetheorien

Richard Rorty (1931–2007) ist in der deutschen Diskussion längst angekommen, spätestens seit Jürgen Habermas ihn dort kritisch-wohlwollend eingemeindet hat. Richard Rorty konnte Deutsch sprechen wie lesen (wie es sich für einen Fachphilosophen gehört) und bestand auch darauf, seine Vorträge bei uns auf Deutsch zu halten. Vor allem aber war er amerikanischer Intellektueller in der Tradition der hauptsächlich jüdischen *New York Intellectuals*, die über die Entwicklung in Ost- und Mitteleuropa unter den Auspizien des Marxismus und Stalinismus wesentlich besser und detaillierter informiert waren als viele Intellektuelle in Paris. In Rortys Herkunftswelt war man links, aber gegen die offiziellen kommunistischen Parteien mit ihrem Dogmatismus und ihrer Rechtfertigung jeglicher Unterdrückung. Vor allen vertrat man eine soziale Reformagenda, die in den USA ›liberal‹ genannt wird und in Europa nach allgemeiner Übereinkunft der Rorty-Kenner als sozialdemokratisch gekennzeichnet werden könnte.

Dieser Punkt ist in dem vorliegenden Band vor allem in dem Beitrag von Veith Selk und Christoph Held (159–177) mit gründlicher ideengeschichtlicher Hintergrundkenntnis dargestellt worden.¹ Die beiden Autoren schaffen es, Rortys Kritik an der kulturellen, identitätspolitisch

orientierten Postlinken, die sich von den sozialen und realpolitischen Problemen der Bevölkerung seit langem entfremdet hat und dabei ist, eine arrogante Bevormundungsdiktatur zu errichten, auf den Punkt zu bringen. Auch in dem Beitrag von Dirk Jörke und

Veith Selk / Christoph Held / Torben Schwuchow (Hg.) (2021): Soziale Hoffnung, liberale Ironie. Zur Aktualität von Richard Rortys politischem Denken, Baden-Baden: Nomos. 212 S., ISBN 978-3-8487-5734-3, EUR 44,00.

DOI: 10.18156/eug-2-2021-rez-7

(1) Neben den nachfolgend angesprochenen Beiträgen beschäftigen sich Susan Dieleman (51–71) und Jens Hacke (73–99) mit Rortys Beitrag zu den Grundfragen der liberalen Demokratie, während Christian Schwaabe (103–120) und Marie-Luisa Frick (121–140) Rortys Perspektive auf die Menschenrechte ausleuchten. Martin Seeliger schließlich stellt an Rorty anschließende Überlegungen zu der Frage an, ob sich die europäische Linke zwischen Nationalstaat und Internationalismus entscheiden muss (143–157).

Torben Schwuchow (193–209) wird dieses Thema prominent aufgegriffen. Rorty habe im Grunde schon 1999 die populistische Revolte geradezu prophetisch vorhergesagt, die schließlich 2016 zum Wahlsieg Donald Trumps führte. Ebenso wird dargelegt, wie eine sich fälschlicherweise als radikaldemokratisch darstellende, in Wirklichkeit antiliberaler und antidemokratischer Denkweise wie z.B. diejenige Chantal Mouffes, die heute gern in Studentenkreisen als Marxersatz gelesen wird, eine mit sich selbst beschäftigte Pseudolinke stützt, die praktisch-politisch weitgehend irrelevant geworden ist. Jörke und Schwuchow heben hervor, dass sich bei Rorty eine ganz ähnliche Zeitdiagnose wie bei dem Soziologen Andreas Reckwitz und dem Sozialökonom Thomas Piketty findet, dem zufolge eine Art ›brahmanische Linke‹ die alten Mittelklassen degradiert und kulturell depriviert hat. Mit ›brahmanisch‹ meint Piketty eine priesterhaft auftretende Besserwisserklasse. Rorty allerdings kann dies deutlich materialistischer und auch herrschaftskritischer untermauern. Als Erbe der progressiven New Yorker Intellektuellentradition sieht er sehr viel klarer, wie die Abwendung dieser Art von Pseudolinken vom eigenen Land und von den sozialen Interessenlagen der Bevölkerungsmehrheit den Aufstieg des Rechtspopulismus mitverursacht hat.

Ich bin mir aber nicht sicher, ob die Autoren damit Recht haben, den Hintergrund von Rortys Kritik als eine Art Linkspopulismus zu dechiffrieren, also etwa im Stile Sahra Wagenknechts. Denn diese ist das entschiedene Gegenteil von Rortys vielbesungener weiblicher Heldin, nämlich der liberalen Ironikerin. Bei Ironikerinnen und Ironikern wie Richard Rorty muss man immer gewärtig sein, dass sie dort, wo sie am ironischsten, geradezu superironisch auftreten, in den Bereich dessen kommen, was ihnen am allerwichtigsten, geradezu, wenn ich mir den semantischen Spaß erlauben darf, am ernstesten ist. Und dies ist Rortys Selbstcharakterisierung als postmoderner Bourgeois-Liberaler, der Nietzsche, Heidegger und Derrida gelesen und nicht nur gelesen, sondern in sein Denken integriert hat. Kurz vor seinem Tode hat er sogar mit dem Entsetzen Scherz getrieben und erklärt, er werde an der gleichen Krankheit wie Derrida sterben, nämlich Bauchspeicheldrüsenkrebs. Das komme in beiden Fällen davon, dass man zu viel Heidegger gelesen habe.

Rortys Liberalismus sowohl auf politischer, philosophischer wie ästhetischer Ebene kann als Kernbereich seines politischen Denkens angesehen werden und entfernt ihn weit von allem mechanischen

Freund-Feind-Denken im Sinne des Linkspopulismus. Er versucht die Integration der gegenstrebigenden Denkweisen durch eine Trennung von öffentlich und privat. Als politische Philosophen sind Nietzsche, Heidegger und Derrida für ihn im besten Falle unnützlich und im schlimmsten Falle gefährlich. Da ist er fast so heftig wie heutige Denkmalstürzerinnen. Wenn wir aber das Selbst aufsplitten in den privaten und den öffentlichen Bereich, wenn wir die großen Ironiker für den privaten, die Theoretiker der Solidarität wie John Dewey, vielleicht sogar Jürgen Habermas für den öffentlichen Bereich gelten lassen, können wir das Nebeneinander von Ironie und Solidarität lebbar machen. Dichter, Literaturkritiker und radikale Randgänger der Philosophie beleben das persönliche Selbstdistanzierungs- und Ironisierungsvermögen. Für die politische Praxis aber muss man sich am gesunden Menschenverstand orientieren.

Selk und Held weisen darauf hin, dass die Trennung privat/öffentlich als Reizwort bei einigen oberflächlichen Rorty-Kritikerinnen zu geradezu allergischen Reaktionen geführt hat, weil einige wie Nancy Fraser oder Susana de Castro (sogar noch im vorliegenden Band, 179–191, weil die Autoren offenbar nicht miteinander diskutiert haben) darin geradezu automatisch eine Rechtfertigung des häuslichen Patriarchats sehen wollen. Rorty aber begreift die Grenze zwischen öffentlich und privat als historisch veränderlich und hat sich in allen seinen Werken ebenso deutlich wie entschlossen mit feministischen Positionen solidarisiert. Inzwischen haben sich diese Diskussionen entspannt, weil Autorinnen wie Beate Rössler, aber auch Michael Walzer und andere, seit längerem sehr überzeugend entwickelt haben, dass persönliche Autonomie gerade nicht durch eine vollständige Durchpolitisierung des Privatlebens im Stile totalitärer Diktaturen möglich ist, sondern nur in einer neu zu findenden und immer neu zu erfindenden Rahmung von öffentlich und privat. Das Denken wie das Alltagsleben brauchen Räume der Freiheit, Befreiung, der Entspannung von überschärften Ansprüchen und für die subversive Schönheit des Ästhetischen.

Selk und Held machen sich einige Sorgen, ob Rortys positive Verwendung des Liberalismusbegriffs auf die heutigen postlinken Feinde des Liberalismus nicht vielleicht ähnlich wie die eben besprochene Trennung von privat und öffentlich als Reizwort wirken könnte. Das ist aber unnötig, denn Rorty legt es geradezu darauf an, so provozierend wie möglich zu formulieren, um den dogmatischen Schlummer traditi-

oneller Linksideologen zu durchbrechen. Er weiß, wovon er redet, wenn er sich über marxistische und sozialistische Sprachspiele mokiert und für ein liberales Denken im Stile der amerikanischen *Progressive Era* sowie des *New Deal* und John Deweys plädiert. Rorty hat aus der New Yorker Diskussionstradition heraus verstanden, dass es nicht genügt, innermarxistische Alternativen zum totalitären Stalinismus entwickeln zu wollen. Denn dann landet man auch wieder nur bei Trotzki, den man als eine Art gescheiterten Stalin betrachten könnte, oder irgendwelchen Varianten wie Antirevisionismus oder Maoismus, wie das zeitweise auch viele deutsche Linke bis hin zu dem derzeitigen grünen Ministerpräsidenten eines Bundeslandes vertreten haben. Allen diesen Varianten ist ihr rechthaberischer Fundamentalismus, also gerade ihre entschiedene Illiberalität, gemeinsam. Das ist ja gerade der Grund für Rorty, seinen provokativen Liberalismus so offensiv zu vertreten. Er will solchen Leuten vor den Kopf stoßen, indem er ausdrücklich die Freiheitstradition so entschlossen betont.

Rortys liberales Denken ist zweifellos sozialdemokratisch gefärbt. Aber der Begriff ›demokratischer Sozialismus‹ wäre ihm schon wieder zu ideologisch, wenn dieser mehr bedeuten soll als schlichter sozialdemokratischer Pragmatismus. Das wird sehr überzeugend in dem Beitrag von Ulf Schulenberg dargelegt (25–48). Rorty möchte die Begriffe Kapitalismus und Sozialismus aus dem Vokabular der Linken streichen und durch einen banaleren Wortschatz ersetzen. Diese entschlossene politische Banalität ist zugleich die Basis für Rortys Vorrangerklärung der Demokratie vor der Philosophie und damit vor allen rechthaberischen und fundamentalistischen Vorstellungen, die ›richtige Gesellschaftsordnung‹ aus übergeordneten Theorien oder Theologien ableiten zu wollen, seien sie nun marxistischer, sozialistischer, antikapitalistischer oder anderer Prägung.

Der vorliegende Band ist ein Versuch, Rortys politisches Denken vor dem Hintergrund aktueller Zeitdiagnostik weiterzudiskutieren und fruchtbar zu machen. Erfreulich ist, dass Rortys Arbeiten gerade nicht als abgeschlossenes, also nur noch ideengeschichtlich zu betrachtendes Theorieprojekt aufgefasst werden. Nicht alle Beiträge in dem Band hätten einem *Peer Review* standgehalten, weil eine kompetente Auseinandersetzung mit dem Forschungsstand zu Rorty in ihnen nicht stattgefunden hat. Ernstzunehmende Forschung arbeitet kumulativ. Das haben die Herausgeber im letzten Moment wohl selbst noch be-

merkt und in ihrer Einleitung (9–22) eine etwas gründlichere Literaturliste nachgetragen, dies allerdings nicht analytisch, sondern nur oberflächlich und unvollständig. Der Band ist aber durchaus geeignet, mit der Besinnung auf Richard Rorty die anstehende Kritik des postlinken, postkolonialistischen und postfeministischen Denkens jetzt auch in unserem politikwissenschaftlichen Diskurs voranzutreiben.

Walter Reese-Schäfer, *1951, Univ.-Prof. Dr. phil. habil. em.;
2001-2019 Inhaber des Lehrstuhls für politische Theorie und
Ideengeschichte an der Universität Göttingen
(reeseschaefer@googlemail.com).

Zitationsvorschlag:

Reese-Schäfer, Walter (2021): Rezension: Richard Rorty und seine wachsende Aktualität. Ein politischer Philosoph diesseits postlinker Modetheorien. (Ethik und Gesellschaft 2/2021: Friedensethik und Geopolitik). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-2-2021-rez-7> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

2/2021: Friedensethik und Geopolitik

Peter Rudolf: Ein neuer ›kalter Krieg‹? Friedensethisch relevante geopolitische Trends

Wolfgang Huber: Streit um den gerechten Frieden – Aktuelle Herausforderungen der Friedensethik

Bernhard Koch: Die kirchliche Friedensdebatte – Beobachtungen aus philosophischer Sicht

Julian Zeyher-Quattlander: Wieviel Gewaltfreiheit verträgt der Gerechte Frieden? Zur gegenwärtigen Debatte um Aufbrüche jenseits der Rechtsethik innerhalb der evangelischen Friedensethik in Deutschland

Max Weber: To Hack Back or Not? Eine friedensethische Analyse von Cyberoperationen vor dem Hintergrund des Leitbilds des Gerechten Friedens

Nicole Kunkel: Autoregulative Waffensysteme. Automatisierung als friedensethische Herausforderung – ein Werkstattbericht